



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Dies geflissentliche Sichfernhalten von der Berührung mit der Armut und dem Elend ist hauptsächlich mit schuld daran, daß die sozialen Gegensätze heute so schroff und unversöhnlich geworden sind.

Eine der bezeichnendsten Formen moderner Wohlthätigkeit sind aber doch die bekannten Schneeballbriefe, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der Revolverpresse haben. Wahrlich, als allegorische Figur für die heutige Wohlthätigkeit eignete sich nichts besser, als eine feine Dame in hocheleganter Toilette, an einem ausgesucht geschmackvollen Schreibtische Schneeballbriefe schreibend. Diese gewaltsame Heranziehung möglichst großer Massen zu Wohlthätigkeitsäußerungen hat mit der wahren Mildthätigkeit in der That herzlich wenig mehr gemein, sie ist ein Sport wie andre auch.

Ob das auch wieder einmal anders und besser werden wird? Wir hoffen wenig. Aber das eine sei doch noch gesagt: die Wohlthätigkeits-Bälle, Konzerte, Bazare der vornehmen Welt, die schon ziemlich alt sind, haben den Anfang gemacht, mit ihnen ist die falsche Bahn betreten worden. Wenn jetzt diese Art der Wohlthätigkeit auch in den kleinen Bierkneipen von dem biederem Philister geübt wird, so darf man sich darüber nicht wundern. Er braucht ebenso gut Nahrung für sein moralisches Selbstgefühl wie die feinen Herren und Damen, und billiger kann er sie sich kaum verschaffen, als mit solchem Wohlthätigkeitsport. Auch mag's ja wohl unvermeidlich sein, daß der stolze Baum der Gemeinnützigkeit, der in der Gegenwart seine weithin schattenden Zweige ausbreitet, ein paar wilde Reiser mit treibt. Einmal auf sie hinzuweisen und sie als das zu bezeichnen, was sie sind, war der Zweck dieser Zeilen.

—rb



## Litteratur

Über deutsche Volksetymologie von K. G. Andresen. Fünfte Auflage. Heilbronn, Gebrüder Henninger, 1889

Während sich der gebildete Deutsche pedantisch bemüht, einem Fremdling, der sich in unsern Wortschatz eindringt, in der Schreibung wie in der Aussprache mit aller Ehrerbietung zu begegnen, und ängstlich darauf bedacht ist, sich ja nicht durch eine bequemere Behandlung desselben eine Bildungsblöße zu geben, versuchen unsre Vorfahren und verfährt noch heutzutage der sogenannte gemeine Mann bei der Aufnahme eines solchen Neulings weit unbefangener, das heißt mit größerer innerer Freiheit, indem er sich das ungewohnte Wort mund- und sozusagen sinngerecht machte. Wo der Schulwitz fehlt, hilft der Mutterwitz, und so kommt es, daß ein nicht verstandenes Wort, das man aber das Bedürfnis hat nicht bloß äußerlich anzunehmen, sondern sich innerlich anzueignen, dem vorhandenen Sprachbesitz wirklich einzuverleiben, derart umgewandelt wird, daß es für das Empfinden des Laien dicht neben ein allbekanntes heimisches Wort zu stehen kommt, an das es sich durch irgend eine Vorstellung natürlich und leicht anknüpfen läßt. In keiner Sprache, alter wie neuer, fehlt es an dergleichen Umbildungen, und jenes natürliche Bedürfnis, das Unverständliche sich verständlich zu machen, ist eine der

in der Sprachbildung allezeit wirksamen Mächte, die besonders in der deutschen Sprache oft zu den wunderlichsten Bereicherungen des Wortschatzes geführt hat.

So wurde schon frühe, um an eins der bekanntesten Beispiele zu erinnern, aus dem mittellateinischen arcuballista, gebildet aus arcus „Bogen“ und ballista (vom griechischen βάλω) „Wurfmachine,“ im deutschen Munde Armbrust. Daß das Wort Abenteuer (Zischart machte bekanntlich aus „abenteuerlich“ sein witziges „affentuerlich“), das in seiner älteren, mittelhochdeutschen Form aventiure ja deutlich noch an seinen Ursprung aus dem lateinischen aventura „Ereignis“ (von advenire im Sinne von evenire) erinnert, zu einer Ableitung aus Abend und teuer verführte, ward unterstützt durch die Schreibung; seitdem es von den Schmarozern (d und h in Abendtheuer) gereinigt ist, verfallen wohl wenige noch auf jene Etymologie, die ein dunkles Sprachgefühl seinerzeit befriedigte. Übrigens fehlt es, wie jüngst nachgewiesen worden ist (in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht Band 3, S. 168), jenem Abenteuer nicht an einem interessanten Gegenstück, nämlich in dem mit mancherlei kleinen lautlichen Abweichungen weit verbreiteten Ortsnamen Mehlttheuer (eine ursprünglich ganz harmlose, aber nicht unwitzige Umdeutung für den Namen von Mühlen), was auf ein lateinisches molitura, also (in seiner Verwandtschaft) wenigstens auf „mahlen,“ wenn auch nicht unmittelbar auf „Mehl,“ zurückweist. Nicht anders aber verfuhr man mit Wörtern der eignen Sprache, deren Sinn durch zeitlich, landschaftlich oder sonstwie bewirkten Lautwandel so verdunkelt worden war, daß die geschäftige Einbildungskraft des Volkes freien Spielraum hatte und rasch einen Zusammenhang fand, der vor dem prüfenden Blick des heutigen Sprachforschers freilich nicht Bestand hält. So, wenn das biblische Sündflut, eine als göttliche Strafe für die Sünden der Menschen aufgetretene Überschwemmung, jedenfalls sinnig und bedeutungsvoll an Stelle des nicht mehr verstandenen Sintflut, eigentlich Sinflut (vgl. Singrün, d. i. Immergrün), das bedeutet eine große und lang anhaltende Flut, getreten ist; oder wenn man das Wort Friedhof poetisch ansprechend an Frieden anlehnte, womit es von Haus aus nichts zu thun hat, da es vielmehr einen eingehegten, eingefriedigten Raum um die Kirche, auch einen Schutzort bezeichnet, wo dem Verfolgten Schonung widerfährt; das Wort steht für Freithof, wie noch im 16. Jahrhundert gesagt wurde und in Süddeutschland heute fortlebt, mittelhochdeutsch vrithof von vrīten „schonen“ (gotisch freidjan). Der Gebildete, der im Lateinischen oder Französischen und Englischen Bescheid weiß, wird bei einigem Nachdenken, sobald er vom Zusammenhang jener Sprachen eine Ahnung hat, von den Wochennamen Dienstag und Freitag den letztern sofort auf die altgermanische Göttin Fria zurückführen (im französischen Vendredi = lateinisch Veneris dies entspricht der Freia die Venus); und ist ihm aus der altnordischen Mythologie der Name Týr, hochdeutsch Ziu (= niederdeutschem Tiu), angeflogen, so versteht er auch den Namen Dienstag, englisch Tuesday, das ist der Tag des Tiu (lateinisch Jovis dies, französisch jeudi), richtig auszulegen. Wer die genannten Wörter hingegen nur vom Standpunkte der gegenwärtigen Sprache ansieht, dem ist die Deutung als Tag des Dienens und Tag der Freiheit nicht zu verargen.

Welch eine Menge derartiger Umdeutungen und Umdeutschungen, an denen Witz und Mißverständnis gleichen Anteil haben, unsre Sprache birgt, zeigt das, seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1876 nunmehr bereits zum fünftenmale aufgelegte, für den Laien wie den ernstlichen Sprachforscher gleich anziehende und lehrreiche Buch Andrefens. Das Register führt mehr als 7000 meist deutscher Wörter auf, die der ebenso findige wie fleißige und kenntnisreiche Gelehrte in den Bereich

seiner höchst interessanten Betrachtungen gezogen hat, natürlich nicht in planlosem Durcheinander oder langweiliger Aufzählung, sondern in einer durch sachliche oder sprachliche Beziehungen gegebenen Ordnung und Gruppierung.

Für eine neue Auflage, die, wie bei der unermüdlichen Umschau des Verfassers zu erwarten ist, auch wieder neue Funde bringen wird, möchten wir wenigstens auch unser Scherflein beisteuern. Jedem bekannt ist das Wort Abzug, auch Abzugskanal, daneben Abzucht, im Sinne von Kloake, das wohl allgemein, aber doch mit Unrecht als gleichen Ursprungs mit abziehen gehalten wird. Es ist aber nichts anderes als lateinisches aquaeductus im deutschen Gewand und wohl der niederdeutschen Form affetucht, welches seinerseits aus agetucht umgedeutet ward, nachgebildet (Andresen S. 272). Wie weit sich ein solches Wort von seinem Ursprung entfernen kann, und welchen Verballhornungen ein Fremdwort mitunter ausgesetzt ist, kann uns eine Abart des erwähnten Abzucht zeigen; es begegnet in mitteldeutschen Urkunden des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts ganz häufig als ayzucht, äzucht, aber auch als — Ehezucht! — In der Freiburger Umgegend nannte man früher einen recht dummen Menschen einen Tökesel, d. i. hochdeutsch Teig-Esel (ohne Zweifel ein Gebäck von der Form eines Esels); sollte dies Wort nicht im Munde des witzelnden gebildeten Städters zu Theekessel, worunter man allgemein einen dummen Menschen versteht, geführt haben? Beim Worte Hahnrei, für das Andresen Heyne (im Grimmschen Wörterbuch) gefolgt ist, bleibt Dungers Erklärung (Germania Bd. XXIX S. 59 und Deutsche Litteraturzeitung 1888 Nr. 48) unerwähnt; uns scheint diese entschieden annehmbarer als die Heynische. Für die Redensart „sein Schäfchen ins Trockne bringen“ deren verbreitete Auslegung (Schäfchen = Schiffchen) Andresen mit guten Gründen bekämpft, könnte er wenigstens auf die hübsche Vermutung (in der Hauptsache deckt sie sich mit der seinen) von Rudolf Hildebrand im Buche Vom deutschen Sprachunterricht (3. Aufl. S. 114) hinweisen; von dort (S. 146) wäre auch Verdikt, worin doch selbst Gebildete nicht das lateinische vere (dictum), sondern das deutsche ver- in verdammen, verurteilen hören, aufzunehmen. Für einen letzten Hinweis, und damit wollen wir die Anzeige schließen, wird uns Andresen dankbar sein. S. 97 gedenkt er auch des in den alten deutschen Rechtsbüchern begegnenden Biergelde (z. B. im Sachsenspiegel), von dem auch Andresen annimmt, er habe seinen Namen nicht nach dem Biere, sondern nach der Gerste (got. baris), die er zu liefern hatte. Beide Ableitungen sind, wie jetzt (von Grauert, Drei bairische Traditionsbücher des zwölften Jahrh., München 1880) erwiesen ist, falsch. Biergelde gehört, wie das bekannte urbar, urbor zum altdeutschen bern (in unserm „gebären“, „fruchtbar“) und bezeichnet (fränkisch bharigildi) kleine Eigentümer, die zum Zins von ihrem Gute (urbar) verpflichtet sind, nicht von ihrem Leibe, wie die Unfreien.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig